
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 128. Bromberg, den 1. Juli 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(24. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

So verbrachte sie eine ganze Woche in Hamburg, bis sie unter den vielen Bewerberinnen auf ihr Inserat eine Wahl getroffen hatte. Schon am nächsten Tage fuhr sie nach dem Städtchen, in dessen nächster Nähe sie ihre ganze Kindheit zugebracht hatte. Kein Mensch hätte sie dort wiedererkannt. Diese große, vornehme Dame mit Dienerschaft und Auto stach doch zu sehr von jenem Kinde ab, das voller Zagen ihre erste Stelle als Küchenmädchen bei der alten Frau Weißhaupt angetreten, und auch die junge Verkäuferin und Kontoristin des Weißwarengeschäftes hätte niemand mit der weltgewandten, reichen Amerikanerin in Verbindung gebracht.

Und dann kam das Wiedersehen mit den Waisenhausbewohnern, das sich Christine auf der Herfahrt so unzählige Male schon vorgestellt hatte. Sie war gegen Mittag hinausgefahren und hatte Henner etwas abseits vom Eingange halten lassen. Das Rattern des Motors war aber doch wohl gehört worden, denn ein spitzes, vogelartiges Gesicht mit der Schwesternhaube auf den weißen Haaren beugte sich zu einem Fenster des oberen Stockwerkes hinaus und verfolgte mit neugierigen Augen das Aussteigen einer Dame, die eiligen Schrittes auf das Waisenhaus zukam.

„Kann ich wohl Herrn Pastor Heim jetzt sprechen?" fragte sie das ihr öffnende Mädchen.

„Herr Pastor ist oben. Darf ich um Ihren Namen bitten".

Einen Augenblick schien die Dame zu zögern, dann sagte sie ganz deutlich: „Wollen Sie Fräulein Berthold melden."

Da schlug oben jemand hastig ein Fenster zu.

Christine folgte voll freudiger Erwartung dem voranschreitenden Mädchen. Aber nicht ihr verehrter, alter Pastor Heim empfing sie. Es war sein Sohn, der ihm lange schon im Amte gefolgt war.

„Mein guter Vater ist schon vor fünf Jahren in die Ewigkeit eingegangen", erwiderte er und streckte ihr herzlich die Hand entgegen. „Aber seien Sie von Herzen willkommen, Fräulein Berthold, Sie sind ja auch mir keine Fremde, und mein Vater hielt große Stücke auf Sie."

Ihre Stimme bebte leise von verhaltenen Tränen, als sie dem Sohne sagte, wie sie sich auf das Wiedersehen mit dem gütigen, väterlichen Freund die ganze Zeit gefreut hatte, und es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß er einmal nicht mehr da sein könnte. Und in plötzlich erwachter Angst fragte sie nach Schwester Marianne, der treuen Hüterin ihrer Kindheit.

„Das wird einer der schönsten Augenblicke im Leben Mariannens bedeuten, Sie wiederzusehen, Fräulein Berthold", sagte Pastor Heim und lief selbst, die Schwester zu holen.

Gleich darauf öffnete sich die Tür, und zwei weit ausgebreitete Arme streckten sich Christine entgegen. „Kind — Kind — du lebst noch und kommst endlich nach so vielen Jahren heim!" rief erschüttert die treue Seele und streichelte das junge Mädchen, als müsse sie immer wieder fühlen, daß sie sie wirklich in Fleisch und Blut vor sich hatte. Auch in ihren Haaren zeigten sich schon graue Fäden, doch das Gesicht war voller Güte wie ehemals und schien Christine unverändert.

„Wo kommst du her? Was ist aus dir geworden? Wie freue ich mich doch, du liebes Kind!" fragte und jubelte sie in einem Atem.

Da schwand das eben noch so glückliche Lächeln aus dem jungen Gesicht, und Christine sagte: „Ich komme direkt aus Kanada, um — um meine Mutter irgendwo gut unterzubringen, da sie begnadigt wurde und nun frei wird."

Ein kleiner Schatten flog über die guten Züge der Schwester. Doch sie beherrschte sich sogleich. „Armes Kind, eine neue Sorge für dich", sagte sie mit warmer Stimme. „Aber sag an, was machst du denn in Kanada, am anderen Ende der Welt?"

„Ich mache Dollars", lachte Christine sie an und erzählte ihren aufhorchenden Zuhörern in kurzen Worten ihren Lebenslauf seit Verlassen Europas.

Schwester Marianne schüttelte immer heftiger den Kopf vor lauter Staunen und innerer Bewegung, und Pastor Heim schaute verwundert auf diesen kraftvollen, erfolgreichen Menschen, der den Kampf ums Dasein tapferer als manch ein Mann aufgenommen und siegreich durchgeführt hatte.

Eine Spalte der Tür öffnete sich, und ein spitzes, vogelartiges Gesicht spähte lauernd in das Zimmer, als befinde sich die Besitzerin auf verbotenen Wegen.

„Nur immer herein, Schwester Paula," ermutigte sie jetzt Pastor Heim, „es ist Besuch gekommen vom anderen Ende der Welt, wie Schwester Marianne meint."

Da ging ein holdseliges Lächeln über das zerfältete Gesicht der alten Schwester, und sie eilte auf Christine zu, wohl in der Absicht, sie auch in die Arme zu schließen.

Aber Christine kam ihr rasch zuvor. Sie war aufgestanden und bot ihr mit freundlicher Zurückhaltung die Hand. „Guten Tag, Schwester Paula. Es freut mich, daß auch Sie mich nach so langer Zeit noch erkennen."

„Aber liebes Kind, auf den ersten Blick erkennt man dich doch wieder. Die Jahre haben nichts an dir geändert. Du bist größer und schöner sogar geworden. Nicht wahr, Schwester Marianne?" wandte sie sich mit süßlicher Miene an diese. „Ja — ja, wie die Zeit doch läuft. Wir sind inzwischen alte Leute geworden, wie du siehst. Aber wo bist du denn jetzt in Stellung, wenn Pastor Heim sagt, du kommst vom andern Ende der Welt?" fragte sie voll der brennendsten Neugierde.

„Christine ist nicht mehr in Stellung," ergriff jetzt voller Stolz die jüngere Schwester das Wort, „sie ist Mitinhaberin einer der größten Firmen Kanadas." Triumphierend hatte Schwester Marianne die Worte der anderen sozusagen ins Gesicht geschleudert.

Schwester Paula ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ihr Mund spitzte sich zwar förmlich zu bei dieser Mitteilung, doch sie sagte: „Das wundert mich gar nicht, liebe Christine, denn von dir haben wir alle stets etwas Besonderes erwartet. Da gratuliere ich dir auch von ganzem Herzen, daß du es so weit gebracht hast."

Christine blieb unempfindlich gegen diese plötzliche Anerkennung der ihr stets feindlich gesinnten Schwester, und sie wandte sich wieder Pastor Heim zu. „Sie kennen ja mein ganzes Schicksal, mein trauriges Herkommen, Herr Pastor, und deshalb kam ich zuerst hierher, um vielleicht hier einen guten Rat zu bekommen, wie und wo man wohl am besten diese arme, alte Frau unterbringen könnte."

Schwester Paula spitzte die Ohren wie ein wachsamer Hund. Das schien ja höchst interessant zu werden, was sie

da wohl jetzt zu hören bekam. Und Christine nahm auch sonderbarerweise gar keinen Anstoß an ihrem Dabeisein.

„Wollen Sie sie nicht in ein Stift einkaufen?" meinte der Pastor.

„Nein — nein," wehrte Christine da fast hastig ab. „Es wäre ja für sie wieder keine Freiheit, nur wieder dasselbe in besserer Auflage. Ich möchte am liebsten ein kleines Häuschen kaufen, wo sie unbehelligt von der Neugierde und den Taktlosigkeiten ihrer Mitmenschen mit einer Pflegerin ihr alten Tage verbringen könnte." Und zu Schwester Paula gewendet, die etwas verständnislos zugehört hatte: „Es handelt sich nämlich um meine Mutter."

„Um — um deine — Mutter?" flüsterte ganz entsetzt die alte Schwester. Sie blickte fast scheu um sich, als stünde die Mörderin bereits hinter ihr und bedrohe ihr Leben.

„Ja, Schwester Paula, meine Mutter, um derentwillen Sie sich stets so schwere Sorgen für meine Entwicklung gemacht haben." Christine konnte es sich nicht versagen, ihr diese versteckte Rüge zu erteilen, war es ihr doch längst klar geworden, warum Schwester Paula ihr die ganzen Kinderjahre durch ein stetes und ihr damals völlig unverständliches Mißtrauen vergällt.

Betreten schwieg diese, aber Schwester Marianne lächelte befriedigt vor sich hin. Sie gönnte es der Verbissenen und um Christinens willen schon so oft mit ihr Hadernden, daß sie diesen Aufstieg des geliebten Kindes noch erlebte und alle ihre Weisjagungen über den verbrecherischen Keim auch in Christinens Seele so glänzend widerlegt sah.

Da unterbrach Pastor Heim die etwas peinliche Stille: „Wollte nicht Professor Pauli sein Häuschen verkaufen? Das wäre ja wie geschaffen für Ihre Mutter." In liebenswürdigster Weise bot er ihr seine Hilfe sogleich an und fuhr mit Christine nach dem kleinen Grundstück, das man sich geeigneter gar nicht denken konnte für einen Menschen, der hier die letzten Jahre seines verfehlten Lebens in völliger Weltabgeschiedenheit verbringen wollte.

Professor Pauli war glücklich, so schnell und unter so günstigen Bedingungen sein ihm durch den Tod der Gattin verleidetes Haus loszuwerden, um zu der Tochter übersiedeln zu können.

So konnte Christine doch wegen des Unterkommens der Mutter beruhigt sein, und sie fuhr an einem der folgenden Tage allein weiter. Ihre Leute ließ sie in dem kleinen Städtchen zurück, sie gewissermaßen der Obhut des Waisenhauses anvertrauend. Henner fuhr täglich hinaus, um das Ehepaar Heim oder eine der Schwestern zu einer Spazierfahrt abzuholen, was allen eine ganz neue und daher freudig begrüßte Abwechselung in ihrem so bescheidenen Leben bedeutete.

Inzwischen war Christine an ihrem Ziele angelangt. Man hatte sie bereits in der Strafanstalt erwartet, da die Entlassung der Mutter in den nächsten Tagen stattfinden mußte.

Erstaunt blickte der Direktor auf die vornehme Erscheinung, die da so sicher und frei vor ihm stand, als berühre sie die so nahe Verwandtschaft mit der alten Zuchthäuslerin gar nicht peinlich. Noch mehr erstaunte er aber, als er erfuhr, wie sich das Leben der Sophie Berthold in der Freiheit gestalten sollte.

„So sind Sie in der Lage, für den Lebensunterhalt Ihrer — hm — Ihrer Mutter", — es war ihm peinlich, dieser Dame gegenüber von der Sophie Berthold als ihrer Mutter zu reden — „allein aufzukommen?" hatte der Beamte sie noch gefragt.

„Ja", hatte Christine erwidert und sodann ein Schriftstück unterzeichnet, wonach sie alle Verpflichtungen für die Mutter fortan übernehme.

Sie wurde dann in ein Besuchszimmer geführt, das keinerlei Ähnlichkeit mit jenem Raum hatte, in dem sie die Mutter damals das erste und einzige Mal gesehen und gesprochen hatte, und der ihr im Wachen wie im Traume schon so oft wie ein Schreckgespenst erschienen war.

Eine alte, bleiche Frau wird hereingeführt, angetan mit einem schwarzen Kleid, das schon im Schnitt die Armseligkeit der Trägerin kennzeichnet. Mit blinzelnden Augen steht sie da, diesmal allein, Christine gegenüber. Sie ist nun frei, und das Gespräch bedarf keiner Überwachung mehr.

Da erst erkennt Christine die ärmliche Gestalt. „Mutter!" ruft sie, und in ihrem Ton liegt so viel Mitleid, so viel Erbarmen, daß er diesmal tief ins Herz der Frau dringt. Sie hört in ihrem Leben zum ersten Male das Wort „Mutter" und weiß doch nichts damit anzufangen, als verlegen zu lächeln. Und doch streckt sie der Tochter die Hand entgegen, eine zittrige, knochige Hand: „Ich dachte immer — Sie kämen — mal wieder mich besuchen", brachte sie unter mühsamem Atmen hervor, denn die Erregung über das Wiedersehen mit der Tochter verursachte ihrem kranken Herzen große Not.

„Ich war die ganzen Jahre nicht in Deutschland, sonst wäre ich gekommen", entgegnete Christine tief beschämt, daß sie selbst nicht einmal geschrieben, wo sie vielleicht sogar in Sehnsucht von diesem armen Geschöpf erwartet wurde. Und sie war doch der einzige Mensch, der ihr noch nahe stand. Alle anderen verachteten oder fürchteten sie sogar.

Die Kranke nickte ein paarmal, als wolle sie damit ausdrücken: „Ja, ja, ich weiß schon, mit einem Menschen, wie ich es bin, macht man nicht so viel Umstände."

Christine empfand dieses Nicken wie einen berechtigten Vorwurf. Wie wollte sie doch alles wieder gutmachen, was sie da an diesem armen, irregeführten Menschen versäumt hatte, dachte sie. Sie wollte ihr mit aller Liebe beistehen, sie einem reinen Leben zuführen, damit sie bei Gott Vergebung ihrer Schuld suchte und auch fand. Sie führte die Mutter auf einen Stuhl und setzte sich neben sie, ihre Hand ergreifend und leise darüber streichend: „Aber nun bin ich ja bei dir, und du kommst mit mir, sowie der Tag deiner Freilassung bestimmt ist. Der Direktor meint, es müsse schon in den allernächsten Tagen so weit sein", versuchte sie in recht unbefangenem Tone auf die scheu und verlegen Dasitzende einzureden.

„Wo soll ich denn aber hin? Ich bin jetzt alt und krank und kann keine schwere Arbeit mehr tun", kam es ganz verängstigt zurück.

„Du brauchst gar keine Arbeit mehr zu tun, dafür sorge ich schon", beruhigte sie Christine. „Du wirst mit einer Pflegerin in einem hübschen Häuschen ganz allein wohnen und kannst da tun und lassen, was du willst, ohne an irgend etwas Not leiden zu müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Sein Verdacht.

Humoreske von **Willy Reese.**

Frank und Harald stiegen aus dem Straßenbahnwagen und wanderten die Straße entlang.

„Hast du schon gehört, daß Artur sich hat scheiden lassen?" fragte Frank.

„Ist es möglich!" rief Harald erstaunt. „Der verträgliche Artur!"

„Du weißt, daß er für die Amoretta-Büstenhalter-Co. reiste und oft mehrere Wochen lang von Hause fortblieb. Eines Tages kam Artur unerwartet nach Hause. Da entdeckte er, daß seine Gattin . . ."

„Der arme Artur tut mir aufrichtig leid", sagte Harald, als sie sich voneinander verabschiedeten.

Harald schritt auf sein Haus zu, das zwar von außen unscheinbar aussah, aber von der guten Helen recht hübsch und anheimelnd eingerichtet worden war. Überhaupt Helen! Das war eine Hausfrau ersten Ranges!

Harald durchsuchte alle Taschen nach dem Hausschlüssel. Er hatte ihn nicht mitgenommen. Jetzt mußte er läuten und den Morgenschlaf der lieben Gattin stören. Sie hatte keine Ahnung, daß er so früh nach Hause zurückkehren würde. Wie peinlich! Helen schlief immer so fest am frühen Morgen.

Als Harald die Verandatreppe hinaufstieg, bemerkte er durch die Ritzen der verschlossenen Fensterläden Licht. Wie sonderbar, daß die so sparsame Helen die ganze Nacht Licht brennen hatte! Sie war doch nicht etwa krank?

Er drückte auf den Kontakt der elektrischen Glocke an der Haustür. Aber nichts regte sich im Hause.

Was war denn das? Seine Füße traten auf etwas Weiches, Elastisches . . . auf ein Paar Gummiüberschuhe!

Natürlich! Doktoren tragen immer Gummischuhe. Es war also klar, daß Helen krank und ein Arzt bei ihr war.

Harald wartete. Und schließlich fiel ihm der geschiedene Artur wieder ein. Urplötzlich. Die Ähnlichkeit der äußeren Umstände war auffallend, frappierend! In beiden Fällen kam der Ehemann unerwartet am frühen Morgen nach Hause.

Aber natürlich, was seine Helen anbetraf, war jeder Verdacht unwürdig und absurd. Einfach albern und grotesk!

Ungeduldig blickte Harald durch die Glasscheibe der Haustür.

Und siehe da: im Entree hingen am Kleiderständer der Hut und Überzieher eines Mannes! Der Bursche trug also nicht nur Gummiüberschuhe, sondern auch noch einen Hut und Überzieher!

Harald preßte die Lippen zusammen und fragte sich, ob Arturs Beweisgründe für dessen Scheidung ähnlicher Art gewesen waren. Er bedauerte es nun sehr, Frank vorher nicht nach den näheren Einzelheiten des Falles gefragt zu haben.

Dann überdachte er das Problem von dem Standpunkt eines Detektivs. Wenn Helen krank war und Gummischuhe nebst Hut und Mantel dem Doktor gehörten, dann würde doch dessen Auto vor dem Hause stehen! Aber in der ganzen

Nachbarschaft war kein Auto zu sehen. Es handelte sich also offensichtlich um keinen Arzt.

Dabei fiel ihm ein, wie dringend ihn Helen nach der Zeit seiner Rückkehr gefragt hatte!

„Also um sieben Uhr kommst du an, Schatzi?"

„Jawohl", hatte er geantwortet, „und um halb acht bin ich wiede daheim."

„Nun, dann wirst du hier frühstücken. Aber ist es denn auch bestimmt, daß der Zug erst um sieben Uhr einläuft?" hatte sie nochmals gefragt, ihn nach der Haustür begleitend.

„Punkt sieben Uhr, mein Schatz," hatte er geantwortet und seiner Frau zum Abschied einen herzhaften Kuß auf den Mund, je einen auf die rosigen Ohrläppchen und dann noch einen zweiten und dritten auf den Mund gegeben.

Überhaupt hatte Helen sich seit Jahren jedesmal, wenn er verreiste, nach der Zeit seiner Rückkehr erkundigt. Das fiel ihm jetzt erst so richtig auf.

Ob wohl Artur auch so als Fremder vor der eigenen Haustüre gestanden hatte, wie er jetzt? Der arme, genasführte Artur!

Aber er wollte Helen auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Offenbar hatte ihr das ewige Alleinsein nicht mehr behagt. Wenn er sich zärtlicher um sie bemüht hätte, dann wäre es sicherlich wohl nicht so weit gekommen, wie es jetzt offensichtlich gekommen war.

Harald wartete. Er wartete sehr lange.

Es war jetzt sieben Uhr geworden. Der Eindringling mußte doch jetzt bald herauskommen. Harald sah immer noch den Hut und den Überzieher im Entree hängen.

Plötzlich wurde das Licht ausgedreht. Harald hörte leise schlürfende Schritte und schlich beiseite.

Dann wurde die Haustür geöffnet. Helen erschien und ergriff die Gummischuhe. Gleich darauf bemerkte sie ihren Mann. Und fiel mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Er fing sie in den Armen auf und trug sie in das Wohnzimmer auf den Diwan. Dann holte er aus der Küche Wasser und postierte sich schleunigst an die Treppe. Er wollte den Kerl auf alle Fälle erwischen.

Aber niemand kam herunter. Niemand regte sich im Hause.

Er schritt endlich in das Wohnzimmer zurück.

„Du hast mich aber erschreckt, Schatzi!" sagte Helen, die inzwischen zu sich gekommen war. „Ich glaubte, du wärest ein Einbrecher. Ich hörte schon um halb fünf jemand um das Haus herumschleichen. Wahrscheinlich hab' ich mir das aber eingebildet."

Mit anklagenden Blicken betrachtete Harald immer noch den Kleiderständer und nahm dann Hut und Überzieher in die Hand. Beide waren stark abgetragen und sahen durchaus nicht ungewöhnlich aus.

„Ach, das ist nun vorbei — leider!" klagte Helen. „Und ich kann den Bluff nicht mehr wiederholen."

„Allerdings nicht!" entgegnete er ruhig und entschlossen.

„Du wirst nun sicherlich nichts von mir halten, Harald," fuhr die kleine Frau schüchtern fort. „Ich bin ganz und gar nicht kuragiert . . ."

Er schwieg und starrte unentwegt auf den Hut und den Überzieher.

Himmel — das waren ja seine eigenen Sachen!

„Wenn du fort bist, hab' ich immer so große Angst vor Einbrechern," fuhr Helen fort. „Deshalb stell' ich in deiner Abwesenheit jedesmal ein Paar Gummiüberschuhe vor die Tür und hänge im Entree deinen Überzieher und deinen alten Hut auf, damit die eventuellen Spitzbuben glauben sollen, daß der Hausherr im Hause ist . . ."

Harald riß seine kleine Frau stürmisch in die Arme und gab ihr in rascher Folge drei Küsse auf den Mund, je einen auf die beiden rosigen Ohrläppchen und dann eine größere Anzahl wiederum auf den Mund.

Erst als sie beide außer Atem waren, ließ er ab.

Die Angler.

Stimmungsbild von Anna Blum-Erhard.

Breit liegt die Sonne auf dem See, und er selbst ruht wie schlummernd im Arm der grünen Randhügel, die hier dem hohen Gebirge vorgelagert sind. Es ist wie ein Traum, der in diesen Schlummer hineinhuscht, wenn mit silbernem Kringel ein Fischlein an die Oberfläche spielt. Hier und da klingt es, wie wenn jemand gläserne Kugeln an eine Scheibe würfe oder wie wenn zwei wunderfeine Gläser zum Wohlsein aneinander stießen.

Beim Ueberlinger Nebelhorn stehen zwei alte Knasterbärte. Sie halten still und steif die Angelruten ins Wasser, und wenn es so gläsern klingt, dann ist's ein Fischlein, das zum anderen sagt: „Laß sie anwachsen und Wurzel schlagen, die Alten! Uns erwischen sie nicht." Ja, ich höre sie schnippisch lachen, die kleinen Geschwänzten. Die Angler aber stehen da oder gehen hierhin und dorthin, wenden sich bald mit der Sonne, bald gegen sie, und halten unentwegt die Angel in den See, darin sich Tausende von Fischen vergnügen. Aber keiner beißt an. Nein, so dumm sind sie nicht.

„Meine Würmer", sagt der eine, „sind nicht mehr recht lebendig." Er befestigt, als die Angel wieder leer herauf schnellt, einen anderen Wurm an der Spitze des Hakens. Sein Kamerad hat einen fingerlangen Springer geangelt und wirft ihn kurzerhand und mit Verachtung zurück in die geizige Flut. Wieder hängen beide mit der Schnur Gedanken und Wünsche und frohe Hoffnungen in die Tiefe. Sie merken von ihrer Umgebung nichts. Nichts von dem großgespannten Himmel mit dem Zug seiner Silberwölkchen, die vielleicht gar keine Silberwölkchen sind, sondern vom Hochgebirg versprengte Schneeflocken oder Blumenblätter vom weißen Bergmohn, der im Geröll droben seine duftigen Kelche schwenkt. Die Knasterbärte merken nichts von den beschwingten Möwen, die geschickt im Fluge ihre Beute erhaschen. Nichts von der klaren Sommerluft, die beladen ist mit den Wohlgerüchen von Blumen. Die Sonne ist den beiden Alten nur Werkzeug bei ihrem Geschäft.

Die Knasterbärte werfen keinen Blick ringsum. Unweit davon ist die Badeanstalt. Kinder sonnen ihre nackten, braungebrannten Körperchen, schaukeln unermüdlich, stehlen, weil sie es noch dürfen, dem lieben Gott die Zeit aus den Händen. Was für glückliche Kinder gibt es an solch einem See! Tag für Tag hier in der Sonne überm Wasser und im Wasser sitzen und sich tummeln dürfen, welch ein Glück.

Jeder kann hier auf seine Weise glücklich sein. Die beiden Knasterbärte sind es wohl auch. Sie möchten mit niemandem tauschen, nicht mit den badenden und sich sonnenden Kindern, nicht mit der kühnen Schwimmerin, die eben aus der Kabine tritt und sich mit raschem Schwung ins Wasser stürzt.

Der windstille Tag hat auch weiter drüben die Buben zu Herren des Strandes gemacht. Dort, wo die Gondeln liegen, hantieren diese acht- und zehnjährigen mit den Rudern wie Landjungen mit Peitsche und Stecken und fahren darauf los, als wäre das Boot ein Leiterwagen. Das Wasser ist ihr Element. Der Gischt stößt aufs Brett. Barfüßig waten sie darin herum. Einer schöpft mit der hohlen Hand den Schaum in eine Flasche und weist sie stolz den Kameraden. Es ist nur Schaum — aber ihm ist es Glück. Und genau betrachtet: Wieviele der Freuden, die der Mensch sammelt, um die er sich müht, an die er Leben mit Gesundheit wagt, wieviele davon sind nur Schaum?

Die Knasterbärte angeln noch immer.

Die Klaffte.

Ein Laden. Regale, vollgestopft mit Stoffen. Gabardine, Popeline, Cheviot, Serge, Tuch, Samt, Velour. Rot, gelb, braun, blaßblau, nochblasserblau, bordeaux, orange, kupfer, weiß, lila, neugrün, nilgrün, pogrün, donaugrün. Uni, kariert, gestreift, gepunkt, geblumt.

Kurz: ein Laden.

*

Eine Dame tritt ein. Eine Klaffte. Eine Dame in deinem Alter. Angezogen wie du. Frisiert wie du. Verheiratet wie du. Eine Dame, die kaufen möchte. Oder auch nicht. Oder vielleicht doch. Sie will sich zunächst nur einmal etwas ansehen. Vielleicht findet sie etwas Passendes. Vielleicht auch nicht. Ansehen kostet ja nichts. Also bitte.

Gabardine, Popeline, Cheviot, Serge, Tuch, Samt, Velour.

Gabardine? Gabardine!

Rot, gelb, braun, blaßblau, nochblasserblau, bordeaux, orange, kupfer, weiß, lila, neugrün, nilgrün, donaugrün.

Rot? Rot!

Uni, kariert, gestreift, gepunkt, geblumt.

Uni? Uni!

„So ähnlich. Ja, das ungefähr. Haben Sie nicht noch etwas anderes? Sie kennen ja jetzt meinen Geschmack."

Kurz: eine Klaffte.

*

„Haben Sie nicht noch etwas anderes?" fragt die Klaffte nochmals.

Da läßt sich plötzlich die Freundin der Frau Klaffte vernehmen. Frau Klaffte geht nie ohne Freundin einkaufen. Einkaufen? Was sie so nennt. Die bisher ganz manierliche Freundin sagt also plötzlich:

„Recht wenig Auswahl haben Sie eigentlich."

„O bitte sehr, gnädige Frau. Vielleicht bemühen Sie sich einmal in unser Reservelager im vierten Stock. Da haben wir noch eine sehr große Auswahl."

Schön.

Die Klaffte und ihre Freundin bemühen sich.

Und wieder sind hier Regale vollgepfropft mit Stoffen. Gabardine, Popeline, Cheviot, Serge, Tuch, Samt, Velour.

Rot, gelb, braun, blaßblau, nochblasserblau, bordeaux, orange, kupfer, weiß, lila, neugrün, nilgrün, pogrün, donaugrün.

Uni, kariert, gestreift, gepunkt, geblumt.

„Das Rot hier ist auch wieder nicht das Richtige. Ein bissel heller noch. Und dann wieder ein wenig kräftiger. Und nicht gar so blaß. Ich sehe schon, Sie haben es nicht."

Der Verkäufer hat zweihundertzwei Stoffballen gerollt. Aber er verliert nicht die Geduld.

*

„Gnädige Frau," lächelt er verbindlich, „wir hätten noch ein Lager. Aber Sie müßten sich über die Straße bemühen. Dort liegen die Stoffe, die neu hereingekommen sind und noch nicht ausgezeichnet wurden. Vielleicht bebemühen Sie sich einmal hinüber."

Schön.

Die Klaffte und ihre Freundin bemühen sich.

Im Keller, wo sich das Lager befand, stehen Kisten, hocken Säcke, liegen Pakete.

Hunderte.

Die Klaffte läßt alles öffnen.

Endlich, im letzten Paket, hat sie es gefunden.

Gabardine, rot, uni.

Die richtige Farbe. Genau das, was ich suchte.

Der Verkäufer atmet auf. Sein Kragen fließt zu Boden. Der Hosenträger ist zerweicht und baumelt seitab. Erschöpft zieht er die Schere.

„Wieviel Meter wünschen gnädige Frau?"

„Nein," sagte die Klaffte ruhig, „kaufen will ich nicht. Ich wollte nur meiner Freundin den Stoff zeigen, wie ich mir augenblicklich ein Kleid arbeiten lasse. Ich habe den Stoff nämlich bei Ihrer Konkurrenz Peitsch am Markt gekauft und, wie ich jetzt mit meiner Freundin dort war, war der Stoff alle geworden. Also ich danke schön."

Nimmt ihre Freundin bei der Hand.

Die „also bei Peitsch haben sie doch mehr Auswahl" zu sagen sich nicht verkneifen kann, und verschwindet.

Johanns Rösler.

Das gelöste Heufieber-Rätsel.

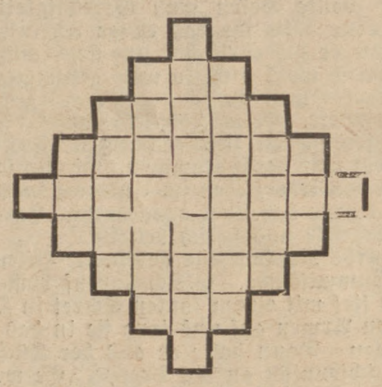
Die Zeit des Blühens der Blumen und Gräser in diesen Wochen ist für manche unglückliche Menschen eine Periode der Qualen und Leiden. Das sind die, die an Heufieber leiden. Da das Heufieber, etwa wie die Seekrankheit, kein Leiden ist, das zum Tode führt, hat sich die Medizin lange nicht mit diesem rätselhaften Leiden beschäftigt. Der Zusammenhang zwischen der Krankheit und der Anwesenheit des feinen Staubes der Blütenpollen in der Luft, wenn das Heu reift, war lange bekannt und hatte ihr den Namen verliehen. Man nahm an, daß die Fieber- und Entzündungserscheinungen durch eine rein mechanische Reizung der Luftwege durch diese Teilchen hervorgerufen würden. Aber wenn dem so war, warum konnten nicht auch andere Arten von Staub ähnliche Symptone hervorrufen? Asthma und Heufieber sind stets als Vettern betrachtet worden, und man fand heraus, daß manche Asthmatiker von schweren Anfällen überwältigt wurden, wenn sie gewisse Speisen zu sich nahmen, wie zum Beispiel Eier oder Hummern, oder mit bestimmten Federn in Berührung kamen. So kam man auf den Begriff der „Idiosynkrasie", d. h. einer abnormen Empfindlichkeit einzelner Personen gegen bestimmte Reize. Dieselben Stoffe, die bei den einen Asthma auslösten, riefen bei andern die „Nesseln" genannte Hautkrankheit hervor. Um dem Rätsel des Heufiebers und seinem Zusammenhang mit den Idiosynkrasien auf die Spur zu kommen, machte man Versuche mit Extrakten von Graspollen, in denen die festen Substanzen durchgefiltert wurden, wobei eine Lösung ihrer Bestandteile zurückblieb. Wenn ein Tropfen davon in das Auge eines an Heufieber Leidenden gegossen wurde, verursachte er Entzündung. Wurde ein Tropfen unter die Haut eingespritzt, so rief er Nesseln hervor. Damit war die enge Verwandtschaft dieser Krankheiten erwiesen, Asthma, Heufieber und Nesseln werden durch bestimmte ähnliche chemische Bestandteile hervorgerufen, die gleichermaßen vorhanden sind in den Blüten der Gräser, in Eiern, in den Hautschuppen mancher Tiere, im Staub von Federn und in anderen Substanzen. Diese Stoffe rufen bei Personen, die eine besondere Empfindlichkeit besitzen, Vergiftungserscheinungen hervor. Die einzigen gemeinsamen Bestandteile, die sich in diesen Stoffen finden, waren Proteine, die daher für die Erscheinungen verantwortlich sein müssen. Jedes Körnchen Blütenstaub, das auf die feuchte Oberfläche im Innern der Nase oder des Rachens fällt, schwillt an, zerbirst und läßt Protein zurück, das von dem Organismus aufgenommen wird und wie Gift wirkt. Man hat jetzt einen Impfstoff aus dem eigenen Blut der Heufieberkranken hergestellt, der das besondere Gift, das in ihrem Falle wirkt, neutralisiert und eine Art „Immunität" hervorbringt. So ist das Rätsel des Heufiebers gelöst, und diese quälende Krankheit wird allmählich ihre Schrecken verlieren.



Rätsel-Ecke



Stern-Rätsel.



Die Wörter und Buchstaben:
Inn, Falke, H, Krain, Belgien, Reh,
Mailand, D, Heliotrop

sind so untereinander zu bringen, daß die Achse eines auf der Spitze stehenden Quadrates, von oben nach unten gelesen, eine deutsche Insel bezeichnet.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Ver. Harrlein
Kiel

Wer den Beruf wissen will, den diese Dame ausübt, muß die Buchstaben obiger Besuchskarte umstellen. Sind sie richtig gestellt, so ergibt sich dann eine mit „K" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 125.

Unterstell-Rätsel:



H	a	l	m
E	l	l	e
U	r	n	e
E	i	b	e
R	e	i	s
N	e	i	d
T	a	l	g
E	r	n	a

= Heuernte.

*

Scherz-Rätsel:
(Kreis am T S m an n) = Kreisamtsmann.

*

Silben-Rätsel: Uhr, Werk, Uhrwerk.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.